

GRAFFITI-SPRÜHER

Nur legal ist langweilig

Sind Graffitisprayer moderne Künstler oder respektlose Schmierfinken? Auf deutschen Straßen sprühen Arbeitslose, Studenten und Familienväter. Vier Sprayer erzählen.

VON FRIEDERIKE SCHRÖTER

3. April 2014 18:08 Uhr © Zeit online

Wir treffen uns an einem dieser alternativen Orte wie es sie in fast jeder deutschen Stadt gibt: Wohnwagen, besprühte Container, alte Sessel unter freiem Himmel. Über 30 Dosen haben sie mitgebracht, in einer schwarzen Sporttasche im Kofferraum und drei Eimer grauer Wandfarbe. Sie tragen Sneakers, deren Embleme unter Farbspritzen verschwinden, Kapuzenpullis und Kappis. Der jüngste ist 24, der älteste 41 Jahre alt. Klaus, Tomasz, Ingo und Antoine wollen sie hier heißen, damit sie in ihren Heimatgemeinden unerkannt bleiben.

Sie haben gezögert bei der Idee, sich begleiten zu lassen. Weil es in der Szene möglicherweise nicht gut ankommt, wenn sie reden. Dann haben sie zugestimmt. Weil sie nicht immer die bösen Kriminellen sein wollen, die Asozialen und Respektlosen. Und weil sie gerne mal sagen würden, wie es wirklich ist.

Es ist noch nebelig, als Klaus und Tomasz mit Streichrollen vor einem bemalten Waggon stehen. Kurz bedauern sie, dass erst am Tag zuvor andere Sprayer ihr Werk darauf hinterlassen haben, dann überstreichen sie beherzt die Bilder mit grauer Wandfarbe.

Acht Zugwaggons stehen auf dem Gelände des Kassablanca in Jena, offiziell zum Besprühen freigegeben: Hier dürfen sie malen. Hall of Fame werden diese Freiflächen genannt, an denen sich Sprayer austoben sollen – mit dem Ziel, sie damit von den Stadthäusern, Brücken und Bahnhöfen fernzuhalten. Für Tomasz das erste Missverständnis.

Graffiti als Partizipationsform

"Ich kenne keinen, der nur legal malt", sagt er. "Das kann man nicht trennen, zum Graffiti gehört beides. Ich kenne andersherum auch keinen, der nur illegal malt." Ein Sprayer ohne Bombing, also illegales Sprühen, das gehe nicht. Es geht um die Verbreitung des eigenen Namens, um Ruhm und den Kick. Und Tomasz geht es noch um etwas anderes.

"Eine Stadt ist ein öffentlicher Raum. Wieso darf sie allein durch teuer erkaufte Werbeplakate gestaltet werden?", sagt Tomasz. Eine Meinung, die viele Sprüher teilen. "Graffiti hat etwas mit Partizipation und Gehört werden zu tun. Wir nutzen es zur Meinungsäußerung, als demokratisches Mittel. Und die Stadt ist das Medium."

Sie ärgern sich über die pauschale öffentliche Meinung: Sprayer riskieren auf Bahnschienen und unter Stromleitungen ihr Leben, für ein bisschen Ruhm; sie missachten Privateigentum und verunstalten die Stadt; Sprayer würden immer aggressiver, gewalttätiger. Die Bahn gebe jährlich

Millionenbeträge für die Beseitigung von Vandalismus aus, setze Überwachungsteams ein. Die Polizei beschäftigt Sonderkommandos und Graffiti-Spezialisten.

Auf der anderen Seite werben Unternehmen mit Graffiti auf Hauswänden. Bezahlen Städte Sprayer für die Gestaltung von öffentlichen Flächen, weil die Bilder zur Stadt kultur gehören. Graffiti wird als Form moderner Malerei besprochen, Street-Art-Künstler wie Banksy sind längst salonfähig.

Die graue Farbe ist getrocknet, inzwischen knallt die Sonne auf die durch zahlreiche Farbschichten brüchig gewordene Fläche. Tomasz sortiert auf der Wiese Sprühdosen. Antoine, der Älteste von ihnen, holt einen Papierfetzen aus dem Rucksack, auf dem er mit Kugelschreiber kugelrunde Buchstaben skizziert hat. Ingo, der Kunststudent, hat sich für ein Motiv entschieden, ein Walross soll es werden. Mit der ersten Dose zieht er sorgfältig Linien auf den Waggon. Er mag das Sprühen an legalen Wänden, die Zeit, zu planen, sauber und detailreich zu arbeiten. Das Zischgeräusch wird uns die nächsten sechs Stunden begleiten.

"Wenn ich nicht mindestens einmal die Woche rauskomme, bin ich unausgeglichen", sagt Tomasz, der mit zwölf Jahren sein erstes Bild an eine Hauswand sprühte, allein. "Sprühen ist für mich fast schon eine Sucht. Und eine Möglichkeit, Emotionen auszuleben." Er sammelt die Fotos von seinen Graffiti. "Sie sind mein Tagebuch, nur, dass es keiner außer mir lesen kann."

Über hundert Euro kostet dieser Sonntag: 30 Dosen je vier Euro plus Wandfarbe, Material für vier Bilder. Ein Sprüherleben ist teuer. Klaus, Mitte zwanzig und seit zehn Jahren aktiv, malt jedes Jahr 100 Bilder, in verschiedenen deutschen und europäischen Städten. "Früher war ich jede Nacht unterwegs, heute gehe ich mindestens einmal die Woche raus, wenn es gut läuft dreimal. Wenn ich verreise, dann nicht, ohne dort ein Bild zu lassen. Sonst ist es für mich kein sinnvoller Urlaub." Sein nächstes großes Ziel: Ein U-Bahn-Waggon in New York.

Und die Eltern helfen mit

Klaus ist mehrfach vorbestraft, unter anderem wegen Sprühens, einen Job hat er nicht, dafür die Unterstützung seiner Eltern. In Graffiti-Ratgebern der Polizei werden Eltern gewarnt: Bereits die Kritzeleien der Kinder, ein lässiger Kleidungsstil oder HipHop-Musik sei verdächtig. Klaus wird von seinen Eltern unterstützt, nicht nur finanziell: "Meine Mutter hat schon mit mir zusammen eine Wand sauber geschrubbt, mein Vater hat ein Tattoo, das ich entworfen habe. Sie wissen, dass Sprühen das einzige ist, das ich je mit voller Leidenschaft gemacht habe."

Mit roter Farbe sprüht Klaus die zackigen Außenlinien des Schriftzugs, für den er sich heute entschieden hat. Später wird er sie ausmalen, das sogenannte fill-in, grelle Schatten setzen und blaue Außenlinien. RINK wird am Ende auf dem Waggon stehen, der Name eines Freundes, der vor einem Jahr von einem Zug überfahren wurde.

"Krass" war es, sagt Klaus. Am Tag der Beerdigung, da seien bei ihnen die Sicherungen durchgebrannt, da hätten sie diese Aktion gemacht, unter viel Alkoholeinfluss. Notbremse auf freier Strecke, einer maskiert und mit Schlagstock im vollen Abteil, knapp ein Dutzend Sprayer draußen. Ein paar Minuten dauerte alles nur, ein bisschen Gewalt war nötig, um nicht geschnappt zu werden, dann stand "RINK" quer über dem Waggon. "Es musste sein, für ihn", sagt Klaus. "Rest in Peace", sprüht er auf einen Container am Kassablanca. Daneben ein Herz.

Die Kerngruppe deutscher und europäischer Sprayer ist zwischen 25 und 40 Jahren alt, so die Schätzungen, und stammt aus völlig verschiedenen Milieus und Schichten. Von Anwaltssöhnen über Familienväter bis HartzIV-Empfängern. Erst im vergangenen Jahr machte ein 21-Jähriger aus Hamburg Schlagzeilen, als er sich beim Sprühen schwer verletzte – er war ein international bekanntes Model.

"Richtigen Nachwuchs haben wir hier in der Gegend nicht." Antoine, der Oldschooler, kennt sich aus in der lokalen Szene. "Immer mal wieder Modesprayer, die schnell wieder weg sind." Antoine sprüht in Jena, seit es dafür Material gibt. "In der DDR gab's ja keine Dosen, wir haben mit Stiften angefangen, auf den Schultischen oder an der Wand. Und nach der Wende ging's dann los mit Sprühen draußen." Dieses Gefühl von Freiheit sei es, das ihn immer faszinierte. Vor dem Mauerfall fand er es im Stadion von Carl Zeiss Jena, wenn sie beim Freistoß brüllten: "Die Mauer muss weg." Und als sie schließlich weg war, da war es das Sprühen, bei dem er sich frei fühlte.

Als er das erste Mal erwischt wurde, erfuhr er das erst später, als er beim morgendlichen Appell auf dem Schulhof aus der Reihe gezogen wurde. "Da steckte noch die Stasi hinter. Die wussten alles über mich." Damals gab's gemeinnützige Arbeit als Strafe, in einem späteren Verfahren ging es um mehrere Tausend Euro.

Als die Wand in Jena fertig ist, dämmert es. Die übrige Farbe findet den Weg auf die freien Stellen, die das Gelände noch bietet, auf Container, Stühle und Leitern. "Die Regeln der Graffiti-Szene lernt man sehr früh, und sie gelten quasi weltweit", sagt Klaus, während er hinten am Waggon klemmt. "Dazu gehört, dass man Bilder nicht übermalt, die schon sehr lange stehen, und auch keine unfertigen Bilder. Baut man Mist, dann muss man zahlen. In Sprühdosen. Oder im Ernstfall damit, dass die eigenen Bilder gecrosst, also übermalt werden. An Graffiti-Bildern hängen Geld, Respekt und Emotionen. Untereinander verstehen wir das." Vielleicht sind deshalb die meisten Freunde von Tomasz, Klaus, und Antoine auch Sprayer. Vielleicht sind deshalb die meisten Sprayer Single oder haben eine Freundin, die sprüht. "Viele Frauen verstehen es einfach nicht", sagt Klaus. "Klar gehe ich raus. Wenn sie damit nicht klarkommt, muss ich sie abschießen."